

TOD

Wie wir sterben lernen

Lange haben wir den Tod verdrängt. Nun kehrt er ins Leben zurück. Ein Essay

VON Christian Schüle | 08. November 2012 - 07:00 Uhr

Ein Wandel hat die Republik erfasst: Der Tod kehrt ins Leben zurück. Die Gesellschaft formuliert bisher ungewohnte Aussagen über Leid, Schmerz und Trauer und entwirft neue Bilder und Begriffe vom Leben und Sterben. Allgemeinverbindliche Regelungen gibt es nicht mehr, Weltanschauungen spielen dabei kaum noch eine Rolle. An diesem gewandelten Umgang mit dem Skandal der Sterblichkeit kann man ein verändertes Menschenbild ablesen: Der Mensch von heute lässt sich seinen Tod nicht mehr aus der Hand nehmen. Kulturhistorisch betrachtet, ist in Deutschland eine kleine Revolution im Gange.

Als äußeres Spiegelbild soziokultureller Veränderungen in der deutschen Gesellschaft kann auf ideale Weise der Hamburger Friedhof Ohlsdorf dienen. Er ist kein Friedhof im klassischen Sinn, kein christlich umflorter Gottesacker. Er ist ein Parkfriedhof, ein Naturpark mit Toten, der nun der Pluralisierung und Partikularisierung der Gesellschaft Rechnung trägt. Da gibt es einen Bereich für totgeborene Kinder, eine Rasenfläche für anonyme Beisetzungen, einen urwaldartigen Ruheforst mit Urnengräbern um Stieleichen, Rotbuchen und Waldkiefern. Da gibt es das erste Gemeinschaftsgrabfeld von Aids-Toten genauso wie den von einem privaten Verein betriebenen »Garten der Frauen« im Geiste der Frauenbewegung, in dem prominente und nicht prominente Damen ruhen und in dem Muße, Poesie und die Ästhetik des Arrangements das Gefühl einer postmortalen Heimat hervorrufen. Während Einzel- wie Familiengräber an Bedeutung verlieren und klassische Begräbnisse den immer beliebter werdenden Feuerbestattungen weichen, entstehen, wie der Hamburger Kulturwissenschaftler Norbert Fischer sie nennt, »gruppenspezifische Miniaturlandschaften«: Begräbnisanlagen jener sozialen Gemeinschaft, der sich der Tote zu Lebzeiten zugehörig fühlte. Das können Grabanlagen von HSV- oder Schalke-04-Anhängern sein, von Kirchengemeindemitgliedern und Kegellvereinen. Freundeskreise und Fans bestimmter Bands sind im Tode vereint wie vorher im Clubhaus oder in der Südkurve.

Familien sind zersplittert, Lebensformen diversifiziert, Angehörige sind oft weit voneinander entfernt, Singlehaushalte Normalität. Die Begräbniskultur ist daher auch nicht mehr das letzte Hochamt einer bürgerlichen Zivilisation mit verbindlichem Regelsatz. In ihr findet ein Leben in der Unverbindlichkeit von Projekten und im Patchwork widersprüchlicher Lebensstile seinen Ausdruck, wobei es durchaus dem Zufall geschuldet ist, in welchem sozialen Verbund jemand sich am Lebensende befindet. Mehr und mehr fungiert der Friedhof auch nur noch als funktionaler Bestattungsort. Trauer und Gedenken wandern entweder in den öffentlichen Raum, wo sich, wie im Falle des Todes von Lady Diana oder Robert Enke, Emotionen kollektiv entladen und spontan sozialromantische

Gemeinschaften stiften. Oder sie werden konserviert in der immateriellen Ewigkeit des WWW-Gedächtnisses, wo man den Verstorbenen per »[Digital-Memorial](#)« auf virtuellen Friedhöfen kommerzieller Portale »Internet-Gedenkstätten« errichtet.

Marterl oder Memorials für Unfalltote an Straßen wachsen sich zu Erinnerungsorten aus. Die Kirche hat nicht mehr den Alleinvertretungsanspruch auf Tod und Trauer, Seelsorge ist nicht mehr das Kerngeschäft gestresster Priester. Die profane Gegenbewegung wider die Einsamkeit und die Atomisierung hat sozialromantische Züge und lautet: Zurück in die Natur, zur Zeremonie, zum Ritual. »Der Tod ist der letzte existenzielle Bereich, in dem es zu einer gesellschaftlichen Befreiung gekommen ist«, befindet der Kulturanthropologe Fischer in Analogie zur sexuellen Revolution post 1968. Er muss das wissen: Seit 25 Jahren forscht er über Begräbnis- und Trauerformen.

In mehreren Genres und Formensprachen ist Alter und Vergänglichkeit mittlerweile auch im Wahrnehmungsraum der Massenmedien angekommen – eine ganz neue Botschaft an die werberelevante Zielgruppe bis 49. Eine sich dem Imperativ des unbedingten Fortschritts ausliefernde Gesellschaft, die im Strudel des demografischen Defizits zugleich Gefahr läuft, ihre Reproduktion zu verpassen, beginnt allmählich, so scheint es, das Leben auch vom Tode her zu denken. In dieser Enttabuisierung steckt eine große Chance zur Veränderung. Denn wer mit dem Tod nicht umgehen kann, kann auch andere existenzielle Krisen nicht bewältigen.

Noch immer ist der Tod der blinde Fleck eines Lebens im Betriebssystem der allgemeinen Optimierung, noch immer bleibt er die größte narzisstische Kränkung des auf seine Autonomie pochenden Individuums. In keinem Rechtsgebiet ist eigenständig definiert, was genau der Tod ist. Die Wissenschaften sind sich uneinig, wann exakt der Mensch tot ist – nicht einmal Pathophysiologen vermögen festzuschreiben, was Sterben eigentlich ist. Nach Grundgesetz Artikel 2.2 hat jeder Mensch das Recht auf ein gutes Leben; das Recht auf einen guten Tod ist nirgendwo verbrieft. Jedes Nachdenken über einen solchen setzt deshalb bei einer zeitgemäßen Auslegung des Begriffs Menschenwürde und der intellektuellen Neubestimmung dessen an, was ein »würdevoller Tod« sei. Zwischen würdevollem Leben und würdevollem Sterben besteht freilich ein bedeutsamer Unterschied.

Die Betonung der Würde im Diskurs über Sterben, Tod und Trauer deutet zweierlei an: dass der Wahn einer totalen Kontrolle über das Leben mittlerweile als Illusion überführt ist – und dass sich zunehmend mehr Menschen der Instrumentalisierung und Fremdbestimmung durch eine religiöse Weltanschauung, die moderne Medizin und staatliche Bürokratisierung entgegenstellen.

Im Rekurs auf den Kantschen Imperativ hat sich weitgehend eine Ethik ohne Gott durchgesetzt. Ihre Maxime: Begegne jedem Menschen so, wie man dir begegnen soll, wenn du in einer solchen Situation bist. Vor fünfzehn Jahren hätten viele dem Satz, Wachkomapatienten seien Lebende, nicht zugestimmt, bemerkt der Psychologische

Psychotherapeut Michael Wunder , Leiter des Beratungszentrums der Evangelischen Stiftung Alsterdorf in Hamburg und Mitglied des Deutschen Ethikrats. Die Wahrnehmung habe sich stark verändert, es scheint sich Grundlegendes gewandelt zu haben: Der Respekt dem vergehenden und eingeschränkten Leben gegenüber sei gestiegen.

Die Palliativmediziner definieren Sterbenlassen als letzten Akt eines menschenwürdigen Lebens, Ethiker erklären Schmerzinderung zum Nukleus des Begriffs der Würde, Rechtsphilosophen denken über die Legitimation einer Beihilfe zum Suizid in Ausnahmesituationen nach. Die Grenzen zwischen passiver und indirekt aktiver Sterbehilfe verschieben sich in dem Maße, in dem das Wissen über Sedativa, Narkotika und Anxiolytika zunimmt, die Zahl stationärer Hospize in den Krankenhäusern wächst und ambulante Palliativmedizin es Todkranken ermöglicht, von der Familie umsorgt zu Hause zu sterben. Die Patientenautonomie, Ausweis des allgemeinen Persönlichkeitsrechts, wird als höchstes Gut der Selbstverfügung verstanden, das Ärzte zunehmend respektieren. »Man nimmt den Menschen in seinem Wunsch, zu sterben, heute sehr viel ernster, als man es noch vor ein paar Jahren getan hat«, bemerkt dazu der Münchner Strafrechtsprofessor Ulrich Schroth.

Nach wie vor degradiert die funktionale Zergliederung des Todes durch Professionalisierung den Menschen an und nach seinem Ende zu etwas Unbrauchbarem – der Tote als Ware, das Tote als Müll. Vor Kurzem noch, berichten Bestatter, Ärzte und Pfleger, seien Sterbende systematisch in Abstellkammern der Krankenhäuser geschoben worden, ohne Ruhe, ohne Beistand, ohne Reaktion auf Schmerzen und Ängste. Dem einsamen Tod in der Kälte folgte die Verfrachtung in den Keller, dann die kommerzielle Entsorgung im Bestattungswesen. Und wer den Tod des Angehörigen nicht finanzieren konnte oder wollte, setzte und setzt womöglich auf die »Tiefstpreisgarantie« des Discountbestatters »Sargdiscount«.

Seit zehn Jahren aber greifen alternative Formen von Tod, Abschied und Erinnerung Raum, und alle Trends zusammengenommen, lässt sich von einer neuen Ars Moriendi sprechen. Diese »Kunst des guten Sterbens« – im späten Mittelalter auf das Himmelreich gerichtet, heute aber völlig entchristlicht gedacht – wurde maßgeblich von der Aids-Selbsthilfe-, der Schwulen- und der Hospizbewegung seit Ende der neunziger Jahre beeinflusst und vorangetrieben. Aus diesem Geiste heraus ist 2007 auch das »Lotsenhaus« unter dem Dach der Landesarbeitsgemeinschaft Hospiz in Hamburg-Altona gegründet worden, ein Bestattungs- und Beratungshaus in einer ehemaligen Filiale der Dresdner Bank. Seine Räume stehen allen offen, vor allem will man nicht vorgeben, was würdevoll zu sein hat, sondern dem entsprechen, was der Einzelne als *für sich* würdevoll erkennt. Was kann daraus folgen? *Knockin' on Heaven's Door* zur Totenfeier etwa, freie Trauerreden im Ruheforst, Trauerzüge zum Friedwald, Gesänge, Luftballons, Flusszeremonien, Seebestattung oder die Pressung der Asche zum Diamanten. Während im Raum Angehörige singen, lachen, weinen, Filme zeigen, Anekdoten erzählen und den Toten anfassen, fahren städtische Busse vorbei, verharren Passanten vor den Fenstern, beobachten

vorbeikommende Kindergartenkinder den Toten und die Trauer unbefangen. Der Tod kehrt durch seine Sichtbarkeit ins Bewusstsein zurück. Die gezielte Transparenz neutralisiert Ängste und führt im besten Fall zur Normalität – wer einen Toten sieht, nimmt Anteil.

Das mag Vorhut, die Avantgarde einer Entwicklung sein, die sich nicht überall wird durchsetzen können. In jedem Fall aber ist der Begriff der Menschenwürde heute anders als noch vor zehn Jahren gefasst: In seinem Mittelpunkt stehen das konkrete Individuum und seine Emotionen. Der Zeitgenosse kreist nach wie vor um sich, aber in seiner Ichbezogenheit nimmt er auch sorgenden Einfluss auf die Art und Weise seines Endes.

Ein solcher Wertewandel hin zu einer höheren Lebensqualität im Sterben ist vor allem das Resultat einer erhöhten Sensibilität gegenüber der Selbstbestimmung und der Autonomie des Einzelnen. Selbstbestimmung bezieht sich auf die Kompetenz einer Person, ihre Handlungen als eigener Akteur zu initiieren. Autonomie bezieht sich auf die grundsätzliche Zuschreibung des Menschen, als solcher selbstzweckhaft und niemals Mittel zum Zweck zu sein. »Würde heißt heute, im Sterben nicht instrumentalisiert zu werden«, meint der Bonner Philosophieprofessor Dieter Sturma, Direktor des Deutschen Referenzzentrums für Ethik in den Biowissenschaften. Er erklärt die Ideologisierung der letzten Fragen durch eine christliche Weltanschauung für weitgehend erledigt. Die Konstanten katholischer Vorschriften erodieren: Mit dem »ewigen Leben« lässt sich kaum noch jemand beruhigen, der Glaube an Wunder und Auferstehung weicht der Bejahung des alltäglichen Lebens, das Versprechen eines transzendenten Paradieses entfällt. Die Vorstellung des Menschen von der Ebenbildlichkeit Gottes hat sich definitiv verändert. »Was einem Patienten von kirchlicher Seite unter dem Stichwort Akzeptanz des Leidens zugemutet wurde«, resümiert Sturma seine Studien, »wollen wir heute zu Recht nicht mehr hören.«

Was folgt daraus? Womöglich die Erkenntnis, dass der Kampf gegen den Tod für jeden Menschen von vornherein verloren ist. Das klingt nach einer Banalität, ist es aber nicht. Sich früh im Leben den eigenen Tod bewusst zu machen könnte zu einem bewussten Umgang mit dem Sterben führen. Will heißen: Sich rechtzeitig in die eigene Endlichkeit einzuüben fördert die Einsicht, dass die Autonomie am Ende doch begrenzt und die Abhängigkeit von anderen groß sein könnte.

Ist aus alledem zu schließen, dass dem Leben an sich heute ein anderer Wert beigemessen wird als vor zehn, fünfzehn Jahren? Eindeutig ja. So lässt sich das Ergebnis der gerade beendeten Arbeit des Heidelberger Marsilius-Kollegs zusammenfassen, eines interdisziplinären Forschungsprojektes innerhalb der Exzellenz-Initiative der dortigen Universität. Vertreter aus Palliativmedizin, Gerontologie, Germanistik, Geschichtswissenschaft und Recht befassten sich unter der Leitung des Medizinhistorikers und Mediziners Wolfgang Eckart und des Rechtsphilosophen und Medizinrechtlers Michael Anderheiden mit dem Thema »Menschenwürde am Lebensende«.

»Zum ersten Mal wird jetzt in Deutschland das Sterben als eine Phase des Lebens wahrgenommen«, sagt Anderheiden und verweist auf mögliche Ursachen für die bislang

organisierte Verdrängung des Todes: Zum einen habe Deutschland während der NS-Zeit zu viele Tote erlebt, zum anderen sei die 68er-Bewegung eine der Lebensbejahung gewesen. Hedonismus und Frohsinn der achtziger sowie Schönheits- und Jugendkult der neunziger Jahre hätten den Tod aus kulturellen Gründen weiter tabuisiert. Der Paradigmenwechsel habe erst eingesetzt, als im Einzugsbereich der hoffähig werdenden Hospizbewegung die Selbstwahrnehmung einer immer älter werdenden Bevölkerung zum Wunsch nach größerer Selbstbestimmtheit führte.

Analog dazu wurde die Palliativmedizin stets wirkungsvoller. Sie ermöglicht heute ein nahezu schmerzfreies Sterben, parallel dazu brach die Zurückhaltung deutscher Ärzte peu à peu auf: Die Angst vor Verstößen gegen das restriktive deutsche Betäubungsmittelgesetz und damit die Furcht, jemanden versehentlich zum Sterben zu sedieren, scheint zu weichen. Vor allem im veränderten Selbstverständnis der Ärzte ist nach Auffassung der Kollegmitglieder ein kolossaler Wandel abzulesen. Die Mediziner, fasst Eckart zusammen, begriffen sich nicht mehr als Halbgötter in Weiß, die es als persönliche und berufliche Niederlage auffassen, wenn sie jemanden sterben lassen müssen. »Zu den ärztlichen Aufgaben gehört es genauso, Menschen beim Sterben zu begleiten und den Zeitpunkt zu erfassen, an dem aus der kurativen eine palliative Therapie wird.« Es gehe nicht mehr darum, dass unbedingt geheilt, sondern dass mit einer Krankheit oder Behinderung gut gelebt werde. »Wir können heute besser sterben lassen, ohne zu töten.«

Die Medizin lässt los. Sie lässt sterben, wo sie Leben nur künstlich verlängert. Sie lindert Schmerzen tödlicher Erkrankungen, ohne das Leben aktiv zu verkürzen. Diese Hilfe zum Sterben als Grundgedanken einer zeitgemäßen *Ars Moriendi* zu begreifen hieße, menschenwürdiges Sterben als würdevolles Leben zu verstehen. Im Zentrum eines gewandelten Verständnisses der Menschenwürde am Lebensende stehen das Wohlergehen des Einzelnen und die normative Frage: Wie soll *nicht* gestorben werden? In die Tiefenschicht des Bewusstseins sickert beständig tiefer ein, dass zur Menschenwürde körperliche, psychische und auch soziale Aspekte gehören und dass beim Sterben eines Menschen Pfleger und Palliativmediziner mindestens so wichtig sind wie der verehrte Chefarzt.

Ein Recht auf einen guten Tod innerhalb der Kunst des guten Sterbens ist weder juristisch einklagbar noch moralisch verbindlich, aber es ist zu einem konventionellen Anspruch des Zeitgenossen an sich und seine Umgebung geworden. Womöglich ergibt sich so ein Bild vom Menschen, der nicht stark und effektiv zu sein hat. Der im Alter weder rüstig noch fidel sein muss, der weiß, wer ihm wodurch Atemnot und Todesangst lindern kann und darf, um die letzte Phase des Lebens als *Leben* wahrnehmen, wertschätzen und gestalten zu können. Heute lässt sich unbestreitbar sagen: Der Tod wird ins Leben zurückgeholt, nicht nur jetzt im November.

Diesen Artikel finden Sie als Audiodatei im Premiumbereich unter www.zeit.de/audio